

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 239.

Dienstag, den 13. Oktober

1925.

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

Roman von Erica Grube-Vörcher.

(26. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie lachte in unverhohlener Bitterkeit auf. „Was du dir denkst —?! Glaubst du, ich hätte Fischblut in den Adern —? Oder ich könnte mein Herz nach einem Lineal ziehen? Ich werde nie aufhören — mit der größten Empörung an dich zu denken! Mein Schmerz, daß du mich nicht zu deiner Lebensgefährtin machen willst, wird in einer ganz ungeheuren Empörung gegen dich weiter leben! Für immer! — Bis zu meinem letzten Atemzuge —!“

Jetzt war sie wieder die temperamentvolle, die leidenschaftliche Pilar, die ihn in ihrer Zuneigung so oft entzündet hatte! Herrlich war sie in ihrem Schmerz um die Enttäuschung! Herrlich in ihren leidenschaftlichen Kämpfen um ihre bisherigen Rechte!

Er aber hatte jetzt gar kein Empfinden mehr für ihre starke Eigenart und ihre seelische Tiefe. Ihn ärgerte ihre ablehnende Haltung. Ja, er fühlte sich gekränkt, weil sie es versuchte, seine Mitteilungen und Ansichten, die er sich möglichst bequem zur Auflösung ihres Verhältnisses zurechtgelegt, zu durchkreuzen.

Es entstand eine tote, unendlich lang erscheinende Pause . . . Keiner von ihnen beiden hatte ein Interesse oder einen Blick für das langsam ersterbende Leben, auch auf den wenigen Schiffen, die meist unter spanischer Flagge auf dem Flusse lagen. Keiner sah die wuchtigen charakteristischen Linien des alten Goldturmes sich wundervoll vom Nachthimmel abheben —: ein stummer letzter Zeuge der einstigen Wälle von Sevilla! Wie viel Menschenleid hatte sich wohl schon zu seinen Füßen im Laufe der vielen Jahrhunderte abgespielt, wie viele blutige Kämpfe und grausame Ereignisse im Kampf um Freiheit und Menschenrechte, um Kirche und Glauben —?

„Es hat keinen Sinn, daß wir noch länger hier zusammen sprechen“, meinte er endlich in einem etwas brüsten Ton, den sie bei seiner natürlichen Lebenswürdigkeit und seiner sonstigen Art nicht kennen gelernt, und der im Grunde jetzt seinem schlechten Gewissen entsprang, „wir wollen unser Gespräch beenden, Pilar! Wir haben Meinungsunterschiede, die eben nicht zu überbrücken sind. Ich wünsche dir alles Gute! Wünsche dir, daß du einen Mann finden mögest, der im Grunde vielleicht besser zu dir paßt als ich! — Denn — ich sage es dir nochmals ganz offen: ich möchte aus dem Rahmen hinaus, in dem ich bisher aufgewachsen bin, in dem ich durch meine Herkunft gelebt habe!“

„Das könntest du gerade mit der großen Kunst, die du als Torero schon jetzt besitzt! Sie ist Goldes wert. Du kannst an und für sich allein als Torero ein reicher Mann werden —! Allerdings müßtest du dir deinen Reichtum erst erarbeiten. Wenn es dir lieber ist, er fällt dir in den Schoß — —“

„Ja“, gab er unumschränkt zu — — und dann: „es ist nicht nur der Reichtum allein, sondern die ganze Aufmachung, die sich mir fertig und bereits vorhanden bietet —! Es ist das, nach dem ich seit meinen Knabenjahren im Grunde immer strebte und mich sehnte —! Und meine Zukünftige ist eine Persönlichkeit, die mir

den Besitz, den sie mir bringt, nur angenehmer macht. Sie ist mir sehr sympathisch, fesselt mich durch ihre Eleganz und natürliche Bornehmheit, und ist mir sehr zusetzen —!“

Die kleine Pilar senkte den Kopf. Es war das einzige Zeichen äußerer Schmerz und Sichdemütigens. O, wie weh taten ihr seine Worte!

Und er ging so ruhig über sie selbst hinweg —! So völlig fertig mit seinen Entschlüssen und seinem Willen!

Sie aber war abergläubisch. Oder war es vielleicht gerade ihre Frömmigkeit, die ihr jetzt wie ein Stachel die Überzeugung gleichsam zur inneren Aufpeitschung in die Seele preßte: ich werde immer die unsichtbare Gewalt über ihn behalten — durch mein Gebet, durch meinen Schmerz, durch meine Empörung um ihn —!

Immer und immer wieder werde ich unsichtbar über seinem Schicksal schweben —! Unabwendbar für ihn!

„Du bist nicht sehr edel, Pilar, weil du dich an mir rächen und mir keine freie Bahn auf meinem künftigen Lebenswege gehen willst“, meinte er dann, um aus ihr heraus zu hören, was sie im Sinne habe —? . . .

Aber sie hüllte sich ins Ungewisse: „Ich weiß nicht, was ich tun werde, Manuel. Über das alles muß ich mir erst selbst klarer werden. Eines aber sage ich dir schon jetzt mit aller Bestimmtheit: aufgeben werde ich dich nicht! Und dein Wort, das du mir gegeben, gebe ich dir nicht wieder! Von meiner Seite aus gehst du also nicht als ein freier Mann in deine künftige Ehe!“

So schieden sie beide voneinander, ganz anders, als er es sich vorher gedacht hatte. Er hatte sich auf Ausbrüche des Schmerzes, von Tränen, von Schluchzen gefaßt gemacht. Hatte sich alle möglichen Redensarten eingeprägt, mit denen er sie beruhigen wollte — —!

Jetzt aber beherrschte sie vollkommen die Lage. Sie lenkte den Pfeil auf ihn selbst zurück. Sie schritt auch in Zukunft immer neben ihm her —; doppelt beängstigend in ihrem wesenlosen Schmerz, in ihrer unsichtbaren Empörung, nicht erreichbar seinen Blicken, und doch ständig sein Schicksal verfolgend — vielleicht überschattend — —?

Er hatte sie unterschätzt! — —

Dann blieb sie allein zurück. Nicht einmal die Hand hatte sie ihm zum Schlusse gereicht. Mit einem Reigen des Kopfes hatte sie ihn entlassen. Es gab gar keinen anderen Ausdruck für ihre äußere Haltung.

Als er davonschritt, sah sie ihm nicht nach. Sie wandte sich der Uferbrüstung zu und lehnte sich hinüber. Aber mit zusammengebißnen Zähnen hörte sie seinen verhallenden Schritt. Hart und schnell klang er, auf dem ausgetrockneten, harten, dürrn Lehmboden fast keine Elastizität verlierend. . . .

Vorbei ihr Traum! Vorbei ihre Zukunftssehnsucht: als Gattin eines so herrlichen Toreros mit seinem Schicksal dahinschreiten zu dürfen!

Und was kam nun —? Was wußte sie —? Es war, als ob eine dumpfe dunkle Luft vor ihren Augen gähnte, eine Zukunft ohne Ausblick, ohne Hoffnung,

ohne Wünsche —! War das letzte nicht vielleicht das Furchterlichste —?

Nie hatte sie sich gedacht, daß ein derartiger Hang nach Reichtum und Besitz und Leben in vornehmen Kreisen sein Herz beherrschend erfüllen könnte! Und doch —! Ja! Damals, als er am Nachmittag des Fahneidees in Barcelona von ihr durch das Haus ihrer Herrschaft geführt werden wollte! — Damals war ihr wie ein Blitzlicht sein Wunsch nach ebenso schöner Häuslichkeit und Besitz aufgeflammt. Und unmittelbar vorher hatte sie am Morgen der alten Köchin Barbara in der Küche zugerufen —:

„Wenn mir mein Liebster von einer anderen weggenommen würde — o, das würde ich nicht zugeben! Nie würde ich ihn aufgeben! Nein, wieder holen würde ich ihn mir —!“

Wieder holen —? — —

Ach, wie machtlos war doch das Herz eines Mädchens! Der Wille eines Mädchens! Machtlos gegen seinen Willen zum Golde!

Sie warf den Kopf in den Nacken und sah zum alten Turm auf. Droben leuchtete seine ganze obere Spitze matt auf. Die berühmten Töpfereien, die schon seit der Römerzeit hier in Sevilla den Lehm Boden geschickt ausgenutzt, hatten dem Turm aus goldgelben Kacheln von Azulis einen Helm aufgesetzt. Im Sonnenschein, und wann lag kein Sonnenschein über der Perle von Andalusien, glänzte der Helm wie pures Gold. Seither trug er den Namen: der Goldturm.

Dann hatte das Ereignis von der Entdeckung Amerikas seinen Namen wahrhaft zum Goldturm verbrieft. Ströme von echtem purem Golde waren aus der neuen Welt, durch die spanischen Eroberer auf ihren Schiffen hergebracht und füllten die massiven Mauern des dübbeligen Turmes. Eine Ahnung von ungeheuren, sich ihnen erschließenden Reichtümern der noch jungfräulichen Lande war den Spaniern aufgestiegen, als sie am Palmsonntag des 22. März 1493 den kühnen Weltumsegler auf seiner ersten Rückkehr von Amerika hier in Sevilla begrüßten und bejubelten! Er hatte es sich nicht nehmen lassen, auf seinen drei elenden Schiffskaravellen, die ihm ein zögernder und noch zweifelnder König zur Ausrüstung mitgegeben, den Guodalouvir vom Atlantischen Ozean heraufzufahren, um Sevilla zu verkünden, welsch ungeheure Bedeutung gerade für diese Stadt die Entdeckung des neuen Weltteils jenseits des Atlantischen Ozeans bringen würde.

Ja, seit die Cortez, die Pizarros und deren Nachfolger nach Mexiko und den anderen neuen Ländern gezogen und nicht nur der Krone Kastiliens unerhörten neuen Zuwachs an Besitz, Untertanen, Gold und Bodenschätzen zu Füßen gelegt, sondern auch Sevillas Bürger reicher werden ließ, war der verhängnisvolle Glaube in die Spanier hineingewachsen: daß ihre Reichtümer unerschöpflich seien! Daß man in der Heimat nun nicht mehr die Hand zu rühren brauche, weil das Gold trotzdem von draußen hereinströme, und man nichts zu tun brauche, um sich auf der Höhe der bisherigen Macht zu erhalten —!

Verhängnisvolle Selbstsicherheit! Seit Jahrhunderten ging es in rasendem Abstieg mit Spanien bergab. Vielmehr war es der jetzt lebenden Generation beschieden, dem Abstieg wenigstens einigermaßen Einhalt zu gebieten —? — Vielleicht war es schon ein Stillstand, daß es erkannte: das ärmste Land Europas zu sein —? — Barg diese Erkenntnis, das Bewußtsein, durch Arbeit wieder emporkommen zu können, nicht schon Wertvolles —? — —

Der Vater von Pilar hatte seiner Tochter oft in großen Umrißen von der Geschichte und den Ereignissen der Heimatstadt erzählt. Er war kein Gelehrter. Aber er war, wie viele Sevillaner, von einer großen Liebe zur Heimatstadt besetzt, wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater. Und diese Erzählungen vom Schicksal der Stadt, die zugleich die Erlebnisse der vorhergehenden Geschlechter waren, pflanzten sich von Mund zu Mund, von Generation zu Generation fort. Stand nicht ein jeder auf den Schultern seiner Ahnen —? Und wie nicht vielleicht auch in Manuel die seit Jahr-

hundertern in den Sevillanern gepflegte und gehegte Sehnsucht schnell und mühelos zu großen Reichtümern zu gelangen —? — —

Was wußte sie, was in ihm vorgegangen war —?

Er aber lebte wenigstens für ein Ziel. Er war erfüllt von dem Willen, sich ein äußerlich glänzendes Leben in einer Umgebung zu schaffen. Er schritt seinen Lebensweg dahin, unbekümmert darum, daß er ihr Herz zertrat.

Sie aber stand vor einer großen Leere. Ihr ganzes Denken war in dem Glauben an ihre Heimat mit Manuel aufgegangen. Jetzt griff ihre Hand ins Nichts. Das Lächeln der Nachbarschaft, die ja überall zur Schadenfreude bereit ist, würde sie nicht so sehr würgen als dieses Gefühl der Leere!

Wer gab ihrem Leben wieder einen Inhalt, ein Ziel —? —

(Fortsetzung folgt.)

Der fünfdollarischei

Stiase von Wolfgang Kemter.

Es herrschte ein Hundewetter. Mit Schnee vermischter Regen wurde von einem eiskalten Winde zur Erde gepeitscht, trotzdem man dem Kalender nach herrliches Frühlingswetter, durchtränkt von Veilchen- und Magnolienduft, erwarten hätte dürfen.

Tim Roder hatte Bahnhofsdiens, das heißt, er wartete mit seiner Limouline auf ankommende Reisende, die das Bedürfnis empfanden, schnell und trocken an ihr Ziel zu gelangen. Der M.-Erpreß war gemeldet. Tim sah, in seinem Mantel gebückt, auf seinem Führerfuß und wünschte sich leblichst die Feierabend herbei.

Der Zug fuhr ein. Die ersten Reisenden verließen den Bahnhof. Ein großer, stattlicher Herr, den Belztragen seines Mantels hochgeschlagen, mit grauer Reiseumse auf dem Kopfe, ein Kofferchen in der Hand, eilte gerade auf Tims Wagen zu.

„Der Herr dienstfertig heran.“

„Der Herr wünschen?“

„Kennen Sie das Bellsche Sanatorium?“

„Vor der Stadt draußen, gewiß.“

„Gut, fahren Sie mich dahin!“

Tim öffnete die Tür, der Herr mit den scharfen grauen Augen und dem schwarzen Spitzbart stieg ein. Tim schloß die Tür und schwang sich auf seinen Sitz. Im nächsten Augenblick surrte das Auto davon, gerade als ein vollkommen winterliches Schneegestöber einsetzte.

Da hieß es aufpassen, um ohne Unfall durch die verkehrsreichen Straßen zu kommen. So sah denn Tim, alle Sinne angepannt und unablässig seine Warnungsrufe ertönen lassend.

Vor der Stadt durfte er es wagen, eine höhere Geschwindigkeit einzuschalten, eine Viertelstunde später hielt er vor dem Sanatorium.

Tim Roder öffnete die Tür und starrte verdutzt in den — leeren Wagen. Der stattliche Herr mit dem Belzmantel war verschwunden, war einfach nicht mehr da.

Wie hatte das geschehen können? Dieser stattliche Herr mit dem vornehmen Aussehen war doch kein Traumaespinn, er hatte als wirklicher Mensch aus Fleisch und Blut am Bahnhof das Auto bestiegen. Tim hatte nie gehalten. Wo war der Fremde?

Allerdings. Tim erinnerte sich plötzlich in der Wendenstraße mußte er, da ihm dort ein großes Lastauto und eine Tram entgegenkamen, einen Augenblick halten, nur für Sekunden. Bei dem Strahlensärm und dem Schneegestöber hätte der fremde Herr vielleicht den Wagen verlassen können, ohne daß er es merkte. Wozu aber?

Warum, das war Tim nicht recht klar. Er konnte nicht glauben, daß ihn dieser noble Herr um das Fahrgehalt betrogen wollte. Hatte er sonst dunkle Geschäfte? Ware eher möglich. Die größten Gauner waren nicht die mit zerissenen Schuhen und zerlegten Kleidern.

In diesem Augenblick sah Tim ein schmales, länliches Papier auf dem Rücksitz liegen. Er griff danach und hielt — einen Fünfdollarischen in der Hand.

Alle Wetter, das war nobel. Das Fahrgehalt hätte zehn Mark betragen, das waren mehr als awania. Gut, Mochte der Fremde im Schilde führen, was er wollte, Tim hatte kein Interesse mehr daran. Er war besahnt.

Tim Roder wendete und fuhr in die Stadt zurück. Er war zufrieden mit dieser merkwürdigen Fahrt.

Diese Zufriedenheit und die Meinung, vorzüglich abgeschrieben zu haben, verwandelte sich freilich andern Tages in Enttäuschung und Mut, als er eine ganz niederträchtige Entdeckung machen mußte. Natürlich hatte er den Dollarschein seinem Chef nicht abgeliefert, sondern den für die Fahrt ersprechenden Markbetrag.

Am Vormittag hatte er dienstfrei; er benützte das, um die Dollarnote bei der Zentralbank umzuwechseln zu lassen.

Der Kassierer musterte mit sonderbaren Blicken Tim Roder, dann die Note und wieder Tim, endlich rief er einen anderen Beamten.

Tim Roder wurde in das Bureau des Herrn Direktors gerufen.

„Woher haben Sie diese Dollarnote?“ lautete die Frage. Geküßert von einem Fahrkart eingenommen. Was soll diese Frage?“ erkundigte sich Tim ungeduldig.

Die Note ist falsch. Die Bank hatte sie telefonisch herbeigerufen.

Tim Roder wurde ganz höflich erlucht, zum nächsten Kommissariat mitzugehen und sich dort auszuweisen.

Zum Glück kannte man ihn dort, da er den diensthabenden Beamten schon öfters gefahren hatte. Es war bald erzählt, wie er zu der Note kam.

Nun sind Sie halt auch diesem fremden Gagner aufgelesen, meinte der Kommissar, der hier sein Wesen treibt. In kurzer Zeit wurden schon drei solcher Noten in unserer Stadt erkannt. Alles Fünfdollarscheine. Wie viele schon ausgegeben wurden, läßt sich noch nicht feststellen. Geben Sie acht, Roder, Sie haben scharfe Augen und kommen überall herum. Vielleicht sehen Sie diesen stattlichen Herrn wieder einmal.

Keine Sorge, Herr Kommissar, wenn ich den Hund erwischt, ist er Ihnen sicher.

Während ging Tim Roder heim. Nun hatte er bare zehn Mark daraufesahlt. Solch ein schaffiger Hund. —

Am selben Abend bog eine elegante Dame von der Wendenstraße in eine kleine Seitengasse ein. Ein prächtiger Pelzmantel umhüllte die schlanken und doch üppigen Formen, ein Hut aus schwarzem Samt mit weißem Reiter lag auf den braunen Haaren. In der Hand trug die Dame eine silberne Tasche.

Das Gäßchen war gerade um diese Zeit ganz leer. Da trat aus der Tür einer der öden, dumpfen Zinstalernen eine Gestalt, zweifelhaft und fragwürdig, eilte quer über die Straße, ging nahe an der Dame vorbei und verschwand gleich darauf in einem gegenüberliegenden, noch engeren Gäßchen. Die Dame war empört einen Schritt zurückgewichen. Der ungehobelte Mensch hätte sie beinahe angefaßt. Da bemerkte sie, daß ihr die Tasche fehlte.

Ein leiser Schrei entranz sich ihrem Munde, sie sah sich um, als ob sie Hilfe suchte, wollte dann auf das enge Gäßchen zu, befaß sich aber anders und ging eilhaft den Weg zurück, den sie gekommen war.

In einem dunklen Hofwinkel jenes engen Gäßchens behagte sich der rote Ede seine Beute. Vor allem die Tasche aus Silber war ein gutes Stück. Inhalt: ein Spitzen-taschentuch, ein Toiletteglas und ein Geldtäschchen. Darinnen ein paar Rentenmark und ein Fünfdollarschein.

Der rote Ede spudte verächtlich aus. Es war zwar nicht nichts, aber er hatte von dieser feinen Dame doch viel mehr erwartet. Nun, man mußte auch damit zufrieden sein.

Zwei Tage später wollte Nathan Löwenberg zufällig auch bei der Zentralbank eine Fünfdollarnote umwechseln. Es ging ihm genau so wie Tim Roder. Nur, daß er gottserbärmlich zu jammern begann, als er erfuhr, daß die Note eine sehr geschickte Fälschung sei. Auch Nathan mußte mit zur Polizei. In seiner grenzenlosen Wut verplapperte er sich und der Kommissar wußte bald, daß Nathan die Note dem roten Ede umgewechselt hatte. Wenige Stunden später wurde der rote Ede in der „Blauen Katerne“ gefangen und verhaftet. Nach kurzem Leugnen gestand er, wie er zu diesem Fünfdollarschein kam. Der Umstand, daß Nathan Löwenberg auch die silberne Tasche gekauft hatte, wurde ihm zum Verhängnis. Beide wurden in sicheren Verwahrlam gebracht; ungelöst aber blieb die Frage der Herkunft des falschen Geldes. Man wußte nur, daß es von einem eleganten Paare verbreitet werde.

Da und dort tauchten immer wieder neue falsche Fünfdollarscheine auf; es gelang jedoch nie, die Verbrecher zu fangen. Die Polizei entwickelte eine rege Tätigkeit, es blieb aber Meißter Zufall überlassen, Licht in diese dunkle Sache zu bringen.

Etwas zwei Wochen später hielt Tim Roder mit seinem Auto gegen 10 Uhr abends vor dem „Welt-Kino“. Ein berühmter Film wurde hier gegenwärtig gegeben, das Kino war Tag für Tag ausverkauft. Um 10¹⁵ Uhr war wieder eine Vorstellung zu Ende. Tim vermutete, daß er noch eine Fahrt bekam.

Er lehnte an seinem Wagen und betrachtete eben die diesen Menschen, die mit Schlägeln Redn aus dem Kino trömten und über die die Bogenslampe über dem Ausgange ihr blendendes Licht warf. Blödsinnig zuckte Tim Roder zusammen. Dort kam unter anderen Kinobesuchern auch ein stattliches, elegantes Paar. Die Dame war Tim Roder fremd, den Herrn erkannte er auf den ersten Blick. Derselbe, den er vor kurzem vom Bahnhof zum Bellischen Sanatorium fahren hätte sollen, der dann auf unerklärliche Weise aus dem Wagen verschwand und dort die falsche Fünfdollarnote zurückließ.

Tim Roder täuschte sich nicht, denn er hatte für Gelehrter ein ungläubliches Gedächtnis. Mit großen, starren Augen beobachtete er das Paar, das nun auf dem Platze vor dem Kino stehen blieb und die dort wartenden Autos betrachtete. Da — Tims Herz begann heftig zu klopfen — traten die beiden gerade auf ihn zu. Tim schneelte vor und öffnete die Tür.

Der Herr, der weder Auto noch Fuhrmann zu erkennen schien, half der Dame in den Wagen, rief „Wendenstraße 47!“ und stieg ebenfalls ein.

Tim schloß schnell die Tür der Kasse. Um seine Lippen quälte ein höhnisches Lächeln. Schnell war er auf seinem Sitz, das Auto fuhr davon.

Wendenstraße. Dort hatte er damals wegen des Lastwagens und wegen der Tram kurz halten müssen. Es ummte

alles Wendenstraße. „Schnecken“, dachte sich Tim und hielt fünf Minuten später in der Nähe der Polizeistation.

Tim sprang ab, riß die Tür auf. Die Herrschaften entschuldigen einen Augenblick, ich habe hier einen Bericht abzugeben. In zwei Minuten bin ich wieder da.

Nicht zwei, aber drei Minuten später war das Auto umstellt. Ein Polizeibeamter öffnete die Tür und erlucht das elegante Paar, ihm ohne Widerstand zu folgen. Die Dame erblickte, auch der Herr konnte ein läches Erschrecken nicht verbergen. Trotzdem wollte er in hochfahrendem Tone sich als Ausländer solche Scherze verbitten. Die Beamten ließen sich nicht verblüffen. Das Paar wurde, ob es wollte oder nicht, vor den Diensthabenden geführt.

„Das ist unerhört“, schrie aufgebracht der fremde Herr, „ich werde mich sofort an das belgische Generalkonsulat wenden, ich bin Ausländer und verlange augenblicklich, meine Fahrt fortsetzen zu dürfen. Was gibt Ihnen das Recht, uns zu überfallen und hierher zu bringen?“

„Sie stehen im Verdacht, in unserer Stadt seit einiger Zeit falsche Fünfdollarnoten zu verbreiten“, erwiderte der Kommissar kurz und trocken. „Der Mann, der Sie hierher führte, behauptet, Sie vor zwei Wochen ungefähr vom Bahnhof zum Bellischen Sanatorium gefahren zu haben. Als er zum Sanatorium kam, waren Sie verschwunden, dafür lag eine Fünfdollarnote im Wagen. Diese Note war falsch. Eine ganze Reihe anderer, ebenfalls alles falscher Noten wurde an anderen Orten ausgegeben, vorher in Paris und Brüssel.“

Wieder verärgerte sich das Paar. Trotzdem begann der Herr wie ein Kobold zu schimpfen, er drohte mit diplomatischen Schritten und internationalen Verwicklungen. Aus Leibeskräften widerlegte er sich einer Leibesuntersuchung, nur mit Mühe konnte ihm die Brieftasche abgenommen werden. Während die Dame, die offenbar nicht viel Deutsch konnte, in einestort schrie: „Abscheulich, abscheulich!“, unterzog der Kommissar die Tasche einer näheren Untersuchung. Und siehe da — neben einem größeren Marktbetrage fanden sich hier vier nagelneue Fünfdollarscheine.

Nicht genug damit. In diesem Augenblick kehrten die Beamten zurück, die mit Tim Roders Auto in die Wendenstraße 47 gefahren waren. Dort hatte das fremde Paar in der Pension Otto seit drei Wochen unter dem Namen Herr und Frau de Montgart aus Brüssel gewohnt. Bei der Durchsuchung des Zimmers, das die beiden bewohnten, fielen den Beamten nicht nur eine ganze Serie solcher offenbar gefälschter Fünfdollarnoten in die Hand, sondern auch noch dazu eine umfangreiche Korrespondenz.

Sie verriet den Behörden, daß es diesmal endlich gelungen war, einer wohlorganisierten und großangelegten Banknotenfälscherei auf die Spur zu kommen. Die Werkstatt war in Antwerpen. Zahlreiche Agenten und Agentinnen im Kleide hochvornehmer Menschen besorgten in den großen Städten aller Länder die möglichst unauffällige Verbreitung des falschen Geldes. Als die rasch veränderte belgische Polizei dann die Fälscherwerkstätte aushub, was trotz der Vorsichtsmaßnahmen der Verbrecher vollkommen gelang, war man dort eben daran gewesen, falsche Schweizer Fünfsigfrankennoten herzustellen.

Vorerst aber wurde dem eleganten Paar ein Quartier verschafft. Tim Roder aber fuhr veranlaßt davon. Diesen noblen Schuft mit seinem falschen Gelde hatte er sein hereingelegt.

Tim Roder aber erlebte noch eine viel größere Überraschung. Zwei Monate später wurde er auf das Polizeipräsidium vorgeladen. Dort übergab ihm ein Polizeirat in bar tausend Mark im Auftrag der amerikanischen Botschaft in B., die diese Summe für den bestimmt hatte, durch dessen Ansehen es möglich werde, die Fälscher zu erwischen und ihnen das Handwerk zu legen. Das war unbestreitbar Tim Roders Verdienst.

So hatte ihm der Fünfdollarschein unerwartetes Glück gebracht. Statt zehn Mark Profit tausend, mehr konnte er nicht verlangen.

☪☪☪ Scherz und Spott ☪☪☪

Ein Mißverständnis. Verkäuferin (zum Kunden, der einen Spiegel gekauft hat): Soll ich ihn einschlagen?“ — „Um Gottes willen, nee, ich bin froh, daß er noch ganz ist!“

Frau. „Also wieder einen heruntergekommen!“ sagt der Vater zu dem Sprößling, der ihm keine Zensur überreicht. „Das ist mir nie passiert!“ — „Bist du denn stets der Letzte gewesen, Papa?“

Stets derselbe. Der müllend dreinblickende Ehemann stürzt sich auf einen Amateurphotographen am Badestrand und laucht ihn an: „Herr, wie können Sie sich unterziehen, meine Frau zu photographieren? Ich hab deutlich, daß Sie es taten.“ — „Aber, mein Herr, ich tat es nicht“, stammelt der andere erschrocken. „Wie können Sie so etwas von mir denken?“ — „Was Sie taten es nicht?“ — „Wäreit der Ehemann noch wütender. „Warum nicht, meine Frau ist die schönste Frau am Strande.“

Modern. Sie (zu ihrem Manne): Nun bin ich wirklich neugierig. Im ersten Band des Romans, den ich eben lese, kriegen sich die Lebenden. Was wird nun wohl im zweiten Band geschehen? — Er: „Da kriegen sie sich wahrheitlich satt.“ (Rebelsvalter.)



Saat und Ernte.

Aus der Entwicklungsgeschichte der Frauenbewegung.

Von Alice Mechtner-Lobach.

Wer in reifer Sommerpracht die Früchte pflückt, verankert leicht jener zu gedenken, die in Sturm und Regen die Schollen gebrochen, den Samen gesät haben, der nun so reiche Ernte bringt.

Wie etwas Selbstverständliches erscheinen uns Frauen von heute die Rechte und Pflichten, die wir Seite an Seite mit dem Manne zum Wohl des Ganzen in sozialen, wirtschaftlichen und akademischen Berufen ausüben und besitzen. Und doch sind erst 60 Jahre verlossen, seit jene mutige und weitsehende Frau Luise Otto-Peters in Leipzig den ersten Frauenverein ins Leben rief, welcher nicht die Wohltätigkeit im Programm führte, sondern für das Recht der Frau auf Bildung und Arbeit eintrat — den „Frauenbildungsverein“, der, am 7. März 1865 gegründet, Vorfahr der ganzen großen Frauenbewegung werden sollte. Ging doch aus ihm am 18. Oktober 1865 der „Allgemeine Deutsche Frauenverein“ hervor, aus dem sich unter Einbeziehung aller später entstandenen Frauenvereinigungen der „Bund deutscher Frauenvereine“ 1894 entwickelte, der heute 2500 Frauenvereine mit 500 000 Mitgliedern unter dem Vorsitz von Ministerialrat Dr. Gertrud Bäumer vereint.

Niemand von uns kann heute ermessen, welche ungeheueren Schwierigkeiten sich diesen ersten mutigen Pionieren damals entgegenstellten. Es waren in Wahrheit die ersten Spatenstiche in ein unbebautes Land; hart war die Erde, darin Luise Otto und ihre tapferen Mitkämpferinnen, Auguste Schmidt, Lina Morgenstern, Henriette Goldschmidt die Pflugschar senkten — ständig bedroht die Grenzen des kleinen Landes, das sich langsam fast gegen den Willen derer denen es gehören sollte, entwickelte. Denn Luise Otto-Peters forderte nicht nur für die Frauen — sie forderte auch von den Frauen. Das „Recht auf Arbeit und Bildung“ hieß die Fahne, unter der sie stritt — konsequent arbeiten, sich bilden, zur Erkenntnis der eigenen Persönlichkeit gelangen — das sollten die bürgerlichen Frauen lernen! Kein Wunder, daß sie im eigenen Lager Bekämpfer — in den Kreisen der Männer ausgesprochenen Widerstand erreagte. Lange, sehr lange dauerte für die Sache der Frauenbewegung der wechselvolle Vorfrühling. Oft schien es, als solle nie die Zeit der Ernte kommen. Körperlichkeiten und Behörden verhielten sich teils ablehnend, teils gleichgültig — aber der Kreis derjenigen, die einerseits die wirtschaftliche Notwendigkeit der Frauenarbeit erkannten, andererseits Verständnis für die geistig-ästhetische Forderung auf verantwortliche Wirksamkeit setzten, wuchs zusehends, aufsehend auch der Kreis aktiver Mitarbeiterinnen.

Mit großer Vorsicht gingen die Gründerinnen ihren mühevollen Weg, sie wußten wohl, daß ihr Acker viel Dornen und Disteln trug. Als Henriette Goldschmidt bei der Gründung des Allg. Frauenvereins den Antrag stellte, man solle Petitionen zur Erlangung des Frauenstudiums und des Bürgerrechtes heraussenden, lehnte der junge Verein dies als „zu utopisch“ ab. Nicht allen Frauen entsprach diese langsame und taktende Art, 1888 schon gründete Minna Cauer den Verein „Frauenwohl“, der die Frage der sozialen Arbeit verfocht und 1893 durch Errichtung der Gruppen für soziale Hilfsarbeit etwas ganz Neues brachte.

Diese Frage war auch allmählich durch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eine so dringende geworden, die Befähigung der Frauen hierzu schon nach wenigen Versuchen so allgemein anerkannt, daß ihre Durchführung speziell auf den Gebieten des Kinder-, Jugend- und Mutterschutzes, der Sittlichkeitsfragen, ferner der Arbeiterinnen- und Angekelltenfragen, der Fabrikinspektorinnen und zuletzt der sozialen Beamtin der städtischen und kommunalen Behörden sich verhältnismäßig allt abwickelte.

Ganz anders und unendlich viel schwieriger gestaltete sich die Frage des Frauenstudiums, der Wahlberechtigungen sowie die Fragen, die die juristische Regelung von Recht und Freiheit der Frau betrafen, um die besonders von den radikalen Frauenrechtlerinnen und ihren Führerinnen, Cauer, Dohm, Benmann, Auaspura hart gekämpft wurde.

Am 11. März 1891 war der denkwürdige Tag, an dem zum erstenmal im Deutschen Reichstag über die Frauenfrage verhandelt wurde. Eine Petition des Allg. deutschen Frauenvereins und des Vereins „Reform“ Weimar (letzter Frauenbildung und Frauenstudium) auf Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium lag vor. Trotz Beschwörungen verschiedener Parteirepäsentanten ging der Reichstag darüber hinweg, und nun begann jener Leidenszug der Petitionen, die immer wiederholt, stets von neuem vom Reichstag und den Landtagen beiseite geseht wurden. Zwar hatte man 1892 das Abiturientenexamen erlassen, auch Oberlehrerinnenprüfungen wurden seit 1895/96 in Berlin und Göttingen ge-

halten, dabei aber blieb es, wenigstens für Preußen, die süddeutschen Staaten, besonders Baden, das schon 1891 die Frauen zum Studium der naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer in Heidelberg zugelassen gingen weit voran.

Inzwischen war 1902 von Anita Augspurg unter der Mitarbeit von Minna Cauer der „Verein für Frauenstimmrecht“ gegründet worden, der den öffentlichen Kampf um Studium und Wahlrecht auf sein Banner geschrieben und ihn im Gegensatz zum gemäßigten Allg. Frauenverein kräftig und intensiv ausübte. In den Jahren 1908/09 war die Zulassung zum Universitätsstudium für ganz Deutschland erlassen.

Seitdem ging die Frauenbewegung ihrer Reife mit großen Schritten entgegen, bis das Jahr 1918 ihr als letzte Frucht das von Luise Otto-Peters schüchtern erhoffte „Recht der freien Bürgerin“, das Wahlrecht in den Schoß warf.

Der reife Sommer ist gekommen! Die Ernte hat begonnen! Möge sie der edlen und reinen Aussaat würdigen sich erweilen!

Erholungsstunden.

Wohl jeder Beruf und Stand, soviel Arbeit und Mühe er auch erfordern möge, läßt dem Menschen doch noch einige Stunden übrig, in denen er vollkommen der Ruhe und Erholung pflegen darf. Da leat er einmal seine alltägliche Beschäftigung ganz beiseite, läßt seinen Gedanken freien Lauf gewähren und schüttelt die Last des Alltagsstaubes von sich ab.

Nur im Leben vieler Hausfrauen gibt es keine Erholungsstunden. Vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein sind sie tätig. Sie büßten, säubern, kochen, kiden, nähen den ganzen Tag und werden doch nie fertig. Stets haben sie einen schier undurchdringlichen Berg von Arbeit vor sich.

Manche Hausfrau hat nie ein Stündchen ganz für sich. Fast niemals ist es ihr veranlagt, ihren Geist durch ein gutes Buch zu bilden und emporzuschwingen oder sich einige Zeit des Tages ausschließlich ihrer Familie zu widmen. Sie sorgt nur für deren leibliches Wohl, auf das geistige hat sie auch nicht den geringsten Einfluß.

Die Folge davon ist, daß sie in vielen Fällen im wahren Sinne des Wortes zur Dienerin des Hauses herabsinkt, da man ihr alle lächeren und unangenehmen Arbeiten aufbürdet. Die herrschende Stellung, die ihr innerhalb der Häuslichkeit im Grunde doch zukommt, ist ihr häufig gänzlich verloren gegangen.

Und doch hat sie sich die Schuld an ihrem Analock in sehr vielen Fällen selbst anzuschreiben. Der Grund des niemalsfertigerwirdens ist oft einzig und allein in einem vollständigen Mangel an Ordnung und Sparsamkeit in Zeit und Arbeit zu suchen. Wer planlos in den Tag hineinarbeitet, ohne sich bestimmte Zeitpunkte als Ziel für bestimmte Arbeiten zu setzen, wird nie etwas wirklich zur Vollandung bringen.

Darum sollte sich jede Hausfrau ein Tagesprogramm fertigen, auf dem die Zeit zu der jede Arbeit beendet sein muß, genau angegeben ist. Sie nehme sich nicht auf ein einziges Tag vor, das Wenige aber erledige sie mit Gewissenhaftigkeit und Ernst. Eins nach dem anderen, nicht nebeneinander werde zur Hand genommen und auf das Eine konzentriere sie mit ruhiger Ausdauer alle ihre Kräfte. Nicht im geräuschvollen, hastigen Hin- und Herbantieren liegen Fleiß und Energie, sondern im stillen, besonnenen und bestimmten Warten. Ein Stündchen aber rechne sie ein, in dem sie ganz ihren Kindern leht, wo sie deren Leiden und Freuden teilt und ihren kleinen, ihnen so wichtigen Angelegenheiten wahres, hingebendes Interesse entgegenbringt, wo sie selbst wieder zum Kinde wird.

Ein eigenartiger Frauenberuf.

In London bietet sich den Frauen schon seit längerer Zeit Gelegenheit zu einem eigenartigen Beruf. In der Vorstadt Brixton besteht ein Hundepflegeinstitut, das außer einigen männlichen Pflegern einige dreißig Damen beschäftigt, die sich der Pflege kranker Hunde widmen und hierfür besonders ausgebildet werden.

Die Pflegerinnen, die unter der Leitung eines Tierarztes arbeiten, sind zum Teil im Institut selbst, im Hof oder in der Klinik beschäftigt, zum Teil wirken sie außer dem Hause, besuchen die Patienten, legen Verbände an und übernehmen auf Wunsch Nachtwachen.

Das Institut scheint sich bei den Hundebesitzern großer Beliebtheit zu erfreuen, denn die Zahl der Patienten wächst von Tag zu Tag. Es werden auch Damen als Lehrkräfte eingestellt, die nach einer halbjährigen Prüfungszeit ihre feste Anstellung zu erwarten haben.